

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 294.

Freitag, 27. Oktober

1933.

## Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Alles verlief programmäßig. Das Auto, in dem Gladys und Stephan saßen — Stephan steuerte selbst — wurde rechtzeitig signalisiert, ehe es in die Lindenallee einbog, die zum Schloß führte. Ein zweiter Wagen folgte, von Bredede zur Verfügung gestellt, in dem Conchita mit dem Gepäc untergebracht war. Der Empfang war sehr feierlich, die Schulkinder sangen, der Pfarrer sprach herzliche Begrüßungsworte, und Lieselotte, die sechzehnjährige Tochter des Rentmeisters, überreichte knirschend und errötend den Strauß. Stephan ließ die ganze Geschichte mit freundlicher Gelassenheit über sich ergehen, ihm waren diese Art ländlicher Empfänge nichts Ungewohntes, aber für Gladys war alles neu, anheimelnd und zugleich verwirrend.

Es war so vieles an diesem Tage auf sie eingestürzt: die Trauung, das Frühstück bei Brededes — ganz kurz und beinahe etwas ungemütlich, denn Frau Lilian war auffallend still gewesen, und nur ein Herr von Redern, der neben Bredede Trauzeuger war, hatte durch seine derbfröhliche Art etwas Leben in die kleine Tafelrunde gebracht. Dann die Fahrt hierher mit ihrem Mann — ihr Mann — wie hübsch das Klang. Wieder hatte sie bekommen, was sie haben wollte — wie immer, Gladys MacCatrid kannte noch keine unerfüllten Wünsche. Daß trotzdem ein merkwürdig unsicheres Gefühl sie schon den ganzen Tag begleitete, das war wohl nur dadurch zu erklären, daß Großvater ihr gerade heute so sehr fehlte: wie hätte er sich mit ihr gefreut. Und ihr Vater hatte auch nicht kommen können. Er hatte ein sehr herzliches Kabel geschickt und ein wunderhübsches Hochzeitsgeschenk angelündigt, aber es war doch nur ein mangelhafter Ersatz für seine Anwesenheit. Und darum war sie wohl nicht ganz so froh, wie sie es an ihrem Hochzeitstage eigentlich hätte sein müssen. Gladys seufzte leise — aber dann drängte sie energisch die trüben Gedanken zurück und nahm mit freundlichem Lächeln die Vorstellung der Beamten und der Dienerschaft entgegen.

Die jungen Mägde, für die Bubenkopf und Lippenstift längst nichts Unbekanntes mehr waren, stießen sich an und kicherten leise — die neue Baronin hatten sie sich aber anders gedacht — die sah so gelb aus, sollte ja auch von den Indianern kommen, und elegant war sie nicht ein bißchen, dieser Hut! . . . Emma, die Beherrscherin des Milchellers, stieß ihre Kollegin vom Geflügelhof in die Rippen; aber die älteren Leute sahen ein Paar gültige, dunkle Augen unter dem wirklich sehr unvortheilhaften Hut und hörten eine weiche Stimme für den freundlichen Empfang herzlich danken.

Stephan hatte den Pfarrer und die Beamten des Gutes zum Diner geladen. Er hatte es aus einer gewissen Verlegenheit heraus getan, er wußte tatsächlich nicht, was er an diesem ersten Abend mit der Baronin — er vermied es unwillkürlich, sie „meine Frau“ zu nennen — anfangen sollte. Er hatte selbstverständlich Gladys um Erlaubnis gefragt, und sie hatte ebenso selbstverständlich zugestimmt, eine leise Enttäuschung tapfer niederzwingend.

Das Abendessen ist beendet, der Mokka wird auf der

Terrasse serviert. Man plaudert über dies und das, die junge Baronin beschränkt sich meist auf das Zuhören und sieht plötzlich in dem gedämpften Licht sehr fahl und müde aus. Es fällt sogar Stephan auf. „Du wirst abgespannt sein, Gladys“, sagt er, „verzeih, daß ich nicht eher daran dachte. Du kannst dich ruhig zurückziehen, ich glaube“ — hier lächelt er wieder das frische Jungenslächeln, das ihn so anziehend macht — „die Herren sind ganz zufrieden, wenn ihnen die Anwesenheit einer Dame keinen Zwang auferlegt; der gute Oberförster ist schon ganz melancholisch vor unterdrückter Sehnsucht nach seiner Pseife.“

Auch Gladys lächelt. Daß dieses Lächeln etwas Gequältes, Hilfsloses hat, entgeht ihm. „Wenn es so ist, dann würde ich mich allerdings lieber zurückziehen“ — mit leichtem Zögern — „bist du nicht müde? Der Tag war doch sehr anstrengend.“

„Ich bin so leicht nicht kleinzukriegen“, sagt Stephan vergnügt, „ich werde noch eine Flasche mit den Herren trinken und dann zum Aufbruch blasen. Wir wollen aber jetzt in die Bibliothek gehen, damit wir dich nicht stören.“

Gladys verabschiedet sich, und ihr Mann begleitet sie höflich bis zur Treppe, wo Conchita auf den Stufen zusammengesauert auf sie wartet. „Nanu, was ist denn das?“ sagt er verwundert. Gladys lacht. „Sie hat in La Paz auch immer auf der Treppe gewartet, um gleich da zu sein, wenn ich hinaufgehe, an Klingeln hat sie sich nie gewöhnen können. Also komm, Conchita. — Gute Nacht, Stephan!“

Er führt ihre Hand an die Lippen. „Gute Nacht, Gladys, hoffentlich träumst du etwas Hübsches in der ersten Nacht auf dem Fernhof.“

Mitternacht ist längst vorbei. Die junge Freifrau von Thüngern steht in der offenen Balkontür ihres Schlafzimmers und sieht mit großen, hellwachen Augen in den Park hinaus. Sie sieht die düsteren Konturen der alten Linden; wenn der Nachtwind leise über sie hinstreicht, klingt es, als ob sie miteinander flüstern. Ab und zu trägt dieser Wind den Duft der Rosen hinauf, die in großen Büschen die Terrasse umsäumen; dann geht ein leises Zittern durch die Gestalt der Frau, und sie atmet tief auf, so tief, daß es fast wie ein Seufzer klingt.

Gladys wartet.

Sie hat, nachdem sie Conchita entlassen, noch eine Weile im Zimmer herumhantiert, hier etwas in die Hand genommen, dort wieder etwas weggestellt, nur um der nervösen, erwartungsvollen Unruhe Herr zu werden. Gladys MacCatrid ist so unberührt, wie es für die Tochter von John MacCatrid selbstverständlich ist. Aber sie ist ein modernes Mädchen, auf einem großen Gut inmitten eines primitiven Volkes aufgewachsen und dreißig Jahre alt. Es ist also ebenfalls selbstverständlich, daß sie genau weiß, was es bedeutet, zu heiraten. Sie hat es schon gewußt, als sie — knapp sechzehn — den ersten Bewerber mit kühlem Lächeln ablehnte, und sie hat es gewußt, als sie ohne Besinnen die Werbung Thüngerns annahm.

Wenn sie zurückhaltend war, so war es die Hemmung des innerlich stark und leidenschaftlich empfindenden Menschen, seine Gefühle zur Schau zu tragen; außerdem hinderte sie eine natürliche, mädchenhafte Scham, ihrem fühlen und korrekten Verlobten gegenüber ihrerseits mit Zärtlichkeiten zu bezeugen, und diese Zurückhaltung bestärkte Thüngern in seiner Täuschung über ihr erotisches und seelisches Empfinden für ihn.

Würde er sie jetzt sehen, wie sie dasteht, den Kopf immer in leisem Lauschen zurückgewendet, er würde seinen Irrtum erkennen, denn ihre Haltung ist nichts als Erwartung, Sehnsucht nach Hingabe und Erfüllung.

Würde er sie jetzt sehen, würde er noch eine andere Überraschung haben. Nun sie nicht von Conchitas barbarischem Geschmaack verunstaltet wird — nur ein zartfarbenedes Crepe-de-Chine-Hemd fällt schlicht an ihr herunter — sieht man, welch tadelloser Körper sonst von den schlechtstehenden Kleidern bis zur Unkenntlichkeit verhüllt wird. Die Haare sind nicht mehr zurückgezerrt, sondern fallen in zwei dicken Flechten zu beiden Seiten des schmalen Gesichtes herab, auf dem leise Rote der Erregung liegt. Niemand, der Gladys von Thüngern so sieht, kann sagen, daß sie reizlos ist. Sie steht schon lange hier an der offenen Balkontür. Sie hat die Herren fortgehen hören und den fröhlichen, rückwärts voll gedämpften Stimmen nachgelauscht, bis sie verklungen. Nach einer Weile kamen dann Schritte die Treppe herauf, erst hastig und laut, dann wie im plötzlichen Besinnen vorsichtig verhalten. Eine Tür fiel leise ins Schloß, es wurde still, ganz still. Gladys blüht wieder in den Park hinaus. Hinter den Linden schimmert der Spiegel des Teiches, ab und zu treischt ein Vogel wie in plötzlichem Schreck auf oder irgendein Getier schwirrt vorbei, sie steht immer noch in regungslosem Lauschen, aber sie hört nur die vielfältigen Stimmen der Sommernacht — sonst nichts.

Gladys wartet.

Als sie erwacht, ist es heller Tag. Sie horcht, noch halb benommen, dem Geräusch nach, das ihren Schlummer unterbrach, es ist das heftige „Tschilp, Tschilp“ zänkischer Spaken unter dem Fenster ihres Zimmers, untermischt mit anderen Lauten, die ihr halb fremd, halb vertraut sind. Eben klang es wie das entfernte Wiehern eines Pferdes, ihre tägliche Morgenmusik in La Paz waren diese Töne, ist sie doch zu Hause und hat alles, alles nur geträumt?

Aber nein, die Stimme, die jetzt unten auf der Terrasse dem Gärtner etwas zuruft, diese Stimme ist kein Traum gewesen. Mit jähem Rud setzt sich Gladys in ihrem Bett auf, in greller Klarheit steht die vergangene Nacht wieder vor ihr, das furchtbare Warten Stunde um Stunde, bis sie endlich taumelnd und verlor sich in die Rissen warf und in wirren, von angstvollen Träumen zerquälten Schlummer sank.

Ihre Hochzeitsnacht! Sie sieht sich in dem Zimmer um, das diese Nacht mit ihr erlebt hat. Es ist ein weites, helles Gemach mit breiten Fenstern, wie ein schimmernder Goldstrom flutet die Sonne durch die offenen Flügel, ab und zu wird das Gold durch hin- und herzitternde Schatten unterbrochen, wenn die Zweige der alten, hohen Bäume sich bewegen. Die Wände sind mit matter Seide in zartem Lachs bespannt, die Möbel silbergrau, ein Raum, wie geschaffen zur Freude — und zur Liebe.

Gladys fühlt eine glühende Röte langsam in sich aufsteigen, wie ein wütendes Tier springt das Verschmähtsein sie an. Die Lider brennen, als hätte sie die ganze Nacht geweint; und doch ist keine Träne gekommen.

Langsam, mit müden Bewegungen gleitet sie aus dem Bett. Als sie ihr Bild in dem großen Spiegel sieht, fährt sie entsetzt zurück. Ist sie das wirklich, dies Wesen mit dem strähmig um den Kopf hängenden Haar, dem fleckigen, verquollenen Gesicht, dem die Augen wie tote Kohlen tief in den Höhlen liegen. Mit einer selbstquälerischen Eindringlichkeit mustert sie das Bild, das ihr der Spiegel mitteilungslos zurückwirft. Sie hat sich bis jetzt über ihr Äußeres kaum Rechenschaft gegeben, sie war Großvaters verwöhnter Liebling, die ver-

gotterte weiße Herrin von La Paz. War sie häßlich, war sie häßlich? Es war überflüssig gewesen, darüber nachzudenken.

Und jetzt war sie Frau von Thüngern auf Iernhof. Frau? Sie sieht im Spiegel, wie eine neue Glutwelle ihr fahles Gesicht färbt, in hastiger Scham wendet sie sich ab. Aber warum — warum hat der Mann sie geheiratet?

Sie ist zu erschöpft, um klar zu denken, zu vieles ist es, was in diesen Stunden auf sie hereinbrach. Daß es Dinge gibt, bei denen man nicht einfach die Hand ausstrecken kann, daß all ihr Reichtum sie nicht davor bewahren konnte, daß ihr Herz weh tut wie eine offene Wunde, daß ihre Augen Schmerzen von ungeweinten Tränen, das ist eine neue, bittere Erkenntnis für die verwöhnte einzige Tochter von John MacCatrid. Ihr Leben ist jäh aus dem sicheren, ruhigen Gleis hinausgeschleudert, sie ist enturzelt, hilflos und allein. Sie schluchzt trocken auf und lehnt den Kopf gegen das kühle, harte Holz des Bettes. Warum ist sie hier, warum blieb sie nicht drüben in der Heimat, wo alle gut zu ihr sind? Nur weil sie diesen Mann lieb hat! Sie starrt grübelnd vor sich hin. Ob alle Frauen so leiden müssen, wenn sie einen Mann lieb haben — denkt sie weiter, und ein reifer, wissender Zug gräbt sich plötzlich in ihr junges Gesicht. So ist aus dem Mädchen Gladys doch eine Frau geworden in dieser Nacht.

Hundegebell auf der Terrasse schreckt sie auf, sie rafft sich empor und geht ins Bad. Eiskalt braust das Wasser über ihren Körper, sie schauert zusammen, aber sie fühlt, wie sich langsam die Lähmung, die Überwachtheit von ihr lösen, ihr Kopf wird wieder klar. Als sie erfrischt in ihr Zimmer zurückkehrt, wartet schon Conchita, einen großen Busch wundervoller Rosen im Arm. „Der Herr schickt die Blumen, Donna Gladys“, sagt sie und lächelt vertraulich verstehend, als ihre Herrin die Blumen mit einer hastigen Bewegung an sich reißt und ihr Gesicht darin vergräbt.

Wie sie den Duft der Rosen atmet, die kühlen Blätter auf den brennenden Augen fühlt, fallen die trüben Gedanken mit einem Schlag von ihr ab. Er schickte ihr Blumen — nach dieser Nacht! Vielleicht war es nur besondere Rücksicht von ihm, daß er ihr Zeit lassen wollte — Gladys lächelt glücklich in den Strauß hinein. Er hat sie doch geheiratet, warum hätte er sie sonst geheiratet? Von ihrem Gelde weiß er nichts, daß Bredecke geschwiegen hat, merkt sie aus tausend Einzelheiten.

Rasch kleidet sie sich an und plaudert heiter mit Conchita, da klopft es. „Herein“ ruft Gladys und wieder tut ihr Herz den kleinen schnellen Schlag wie damals in der Reithahn, als sie ihn zuerst sah. Es ist aber nur der alte Lapprod, der mit respektvoller Verneigung meldet: „Herr Baron lassen fragen, wann er Frau Baronin zum Frühstück erwarten kann?“

„Ich komme sofort“, sagt Gladys und beendet in fliegender Eile ihren Anzug. Dann läuft sie die Treppe hinab.

Der Frühstückstisch ist auf der Terrasse gedeckt, Stephan sitzt wartend da und liest die Zeitung. Als er ihre Schritte hört, blickt er auf: „Mein Gott, wie kann man nur zu diesem Teint ein so unmögliches Blau tragen“, denkt er, dann erhebt er sich und berührt nach dem Handkuß leicht mit den Lippen ihre Stirn. Das ist der einzige Unterschied gegen die Zeit, da sie Gladys MacCatrid hieß.

Er ist vollkommen unbefangen. Von Liebe ist nie gesprochen worden, und Gladys' Zurückhaltung war die beste Bestätigung für Lilians Behauptung, daß es ihr lediglich um den Namen zu tun sei. Er versteht das zwar noch nicht ganz. Mit einem gleichgültigen Menschen eine, wenn auch äußerliche Gemeinschaft eingehen, nur um nachher ein Wappen mit siebenzähliger Krone als Monogramm zu haben — aber Amerikanerinnen sollen manchmal so ein bißchen merkwürdig sein. Und schließlich gab es wohl kein besseres Mittel, Bredeckes Argwohn zum Schweigen zu bringen, nur — diese fremde Frau so als spanische Wand benutzen — Lillian zwang ihn doch immer zu Dingen, die ihm verdammt wenig lagen. (Fortsetzung folgt).

## Schwimmreford.

Aus dem Schwedischen von A. Benner.  
Frei übertragen von Otrud Freye.

Karl Johansen hatte seiner Schwester nicht erzählt, daß er vor drei Wochen seine Stellung verloren hatte, denn er wußte, daß Inge darüber verzweifelt sein würde. Wie immer hatte er daher morgens sein Frühstück eingelegt, um „ins Büro“ zu gehen, in Wirklichkeit aber in den Stadtpark oder den Wald, wo er bis nachmittags sitzen blieb, um dann von — der Arbeit nach Hause zu kommen und, wie gewöhnlich, aus dem Büro zu erzählen.

Bisher hatte er der Schwester noch jeden Samstag von seinem Ersparten etwas zum Haushaltsgeld geben können; jetzt aber war es zu Ende. Inge hatte selbst so viel, um sich beiseiden durchschlagen zu können, für zwei jedoch reichte es nicht. Und weil Karl Johansen trotz aller Mühe keine Arbeit finden konnte und keinem zur Last fallen wollte, beschloß er nach langen Kämpfen, dieser schönen Welt Lebenswohl zu sagen.

Die Sonne schien, die Vögel sangen, das Leben lodte, aber er wollte nun allem entsagen.

Er ging zur Stadt hinaus und überlegte, wie er auf anständige Weise Schluß machen könne. Die Schwester durfte nichts davon erfahren, nicht einmal nach seinem Tode. Sie sollte sich seinetwegen nicht zu schämen brauchen, und er wollte auch nicht als Feigling verschwinden.

Er ging zum Strand hinunter, wo das Meer in der Sonne glitzerte. Am besten, wenn man dort ertrinken würde!

Weil er aber ein ausgezeichnete Schwimmer war und schon mehrere Preise gewonnen hatte, schien ihm die Sache nicht so einfach. Ebenso gut hätte man einen Al ertränken können.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Man sollte sehen, daß auch der beste Schwimmer ertrinken könne.

Er ging noch einmal nach Hause, holte sich seinen Badeanzug und schrieb für seine Schwester ein paar Zeilen:

„Liebe Inge, du hast immer viel von mir gehalten, und deshalb sollst du es wissen: ich will versuchen, einen neuen Schwimmreford aufzustellen, und ohne irgend welche Hilfe nach Kopenhagen schwimmen. Meine Uhr in der Westentasche zeigt genau die Startzeit an. Leb wohl so lange! Dein Bruder Karl.“

Den Brief steckte er in die Tasche seines Jacketts und ging in den Strand, weit hinaus vor die Stadt. Schließlich zog er sich aus, rieb sich ordentlich mit Fett ein, legte den Schwimmanzug an und stoppte seine Uhr.

Noch einen letzten Blick zurück — und er warf sich ins Meer.

Er wollte schwimmen, bis er erschöpft war, und dann — versinken irgendwo da draußen. —

Nachdem er lange geschwommen und sich zur Abwechslung dazwischen hatte treiben lassen, verlor er das Land aus den Augen. Langsam senkte sich die Dunkelheit hernieder. Nur in der Ferne, weit vor ihm, bemerkte er ein schwaches Licht, das ihn ermunterte und zugleich tröstete. Aber merkwürdig! Anstatt müde zu werden, wurde ihm das Schwimmen leichter. Er spürte, wie die Dünung ihn immer weiter hinauszog, ohne daß er sich anzustrengen brauchte.

Fast mußte er lächeln bei dem Gedanken, wie lange er wohl noch werde schwimmen können.

Wenn er nun wirklich das Ziel erreichte? — Aber das will ich ja gar nicht, dachte er. Doch vorläufig denke ich noch nicht ans Ertrinken, bis jetzt war das Schwimmen ein reines Vergnügen.

Johansen schwamm ruhig weiter, sparte — fast gegen seinen Willen — seine Kräfte und ließ sich vom starken Strom treiben. So ging es eine Weile. Und noch immer spürte er keine Müdigkeit.

Der Mond ging auf, groß und rund, und warf einen breiten glitzernden Glanz auf die ruhige Wasseroberfläche.

Es war windstill, und die Nacht war warm.

Karl Johansen fühlte sich jetzt so einsam, wie noch nie in seinem Leben. Hier gab es nur Meer, Himmel, Mond und Karl Johansen, sonst nichts. Und bald würden nur noch Meer, Himmel und Mond da sein.

„Wertwüßig, mir ist, als hätte ich Kräfte für zehn. Was, zum Kukud, mache ich, wenn ich nicht ertrinken kann? Ich habe es noch nicht ernstlich versucht, muß wohl noch weiter hinausschwimmen“, sagte er sich.

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, das heißt, er glaubte, daß der Laut, den er plötzlich hörte, aus seinem Kopf käme. Bald aber stellte er fest, daß es ein Motorboot war, das sich schnell näherte.

„Zum Teufel noch mal“, entfuhr es ihm, „kann man hier

nicht einmal in Ruhe ertrinken? Sollte ich es jetzt, läme natürlich so ein Idiot, um mich zu retten.“

Er lag still und ließ sich treiben, in der Hoffnung, so nicht entdeckt zu werden. Bald jedoch sah er, daß die Lichter des Bootes immer näher auf ihn zulamen.

„Hallo!“ hörte er eine Stimme.

Ein Mädel, dachte Karl, was will die hier draußen — mitten in der Nacht? Komische Zeiten.

„Hallo!“ Noch einmal.

„Hallo!“ antwortete Karl, weil er nicht unhöflich scheinen wollte und sich auch nicht verbergen konnte.

Ein kleines Motorboot kam heran. An Bord ein junges Mädchen allein. Sie stellte den Motor ab und beugte sich zu ihm nieder.

„Recht Ihnen etwas?“ fragte sie.

„Absolut nicht, Ihnen etwa?“ erwiderte er.

„Entschuldigen Sie, aber wer sind Sie?“ erkundigte sich die junge Dame weiter.

„Mein Name ist Karl Johansen.“

„Ich heiße Hildegard. Was, in aller Welt, machen Sie denn hier draußen?“

„Das wollte ich Sie auch gerade fragen.“

„Ach, ich gondle bloß ein bißchen herum.“

„Ich auch.“

„So'n Unsinn“, meinte das junge Mädchen, „so weit ab vom Land!“

„Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen: ich will über den Sund schwimmen. Seht also gute Nacht, ich muß weiter.“

„Aber Sie können doch nicht so allein hier herumtreiben.“

„Weshalb nicht? Sie sind doch hier kein Verkehrs-pollizist?“

„Nein, aber das kann ich nicht verantworten. So ganz allein auf dem weiten Meer. Ich bewundere Ihren Mut, aber Sie müssen mir schon erlauben, Sie zu begleiten.“

„Kommt gar nicht in Frage“, sagte Karl. „Nacht ist übrigens gar nicht für eine junge Dame zu solcher Zeit.“

„Was für ein Unsinn!“ lachte Fräulein Hildegard.

„Abgesehen, haben Sie denn etwas gegessen?“

„Gegessen? Abenobrot eigentlich noch nicht.“

„Mit leerem Magen schwimmt es sich schlecht. Hier haben Sie etwas Schokolade. Und jetzt fahre ich mit; alle halbe Stunden bekommen Sie etwas Schokolade, und wenn Sie frieren sollten, Kognak. Es wäre ja der reine Mord, wenn ich Sie allein weiter schwimmen lassen würde.“

„Nicht, wenn es mein eigener Wunsch ist“, entgegnete Karl. „dann ist es höchstens — Selbstmord.“

Eigentlich war die Situation komisch. So ein Mädel! dachte er. Abgesehen hat sie Humor. Er fühlte plötzlich große Sympathie für sie. Doch wozu? War er doch mit allem fertig. Schluß wollte er machen mit allem. Aber einer, der nicht einmal seinen eigenen Selbstmord ernst nehmen konnte — an dem war Hopfen und Malz verloren.

„Wollen Sie jetzt endlich die Schokolade nehmen, oder soll ich mir den Arm noch länger ausrecken?“ fragte sie.

Der unfreiwillige Meister schwimmer ah gehörig die Schokolade. Was sollte er anderes tun?

„Gut“, sagte Hildegard weiter, „wenn wir jetzt dem Strom folgen, werden wir eine gute Strecke zur Küste getrieben, und das letzte Stück können Sie wieder schwimmen. Ich folge Ihnen dichtauf. Rufen Sie nur, wenn Sie mich brauchen.“

Damit riß sie das Motorboot herum.

Der junge Mann legte sich jetzt ins Zeug, um den Sieg zu erringen, den er sich gar nicht gewünscht hatte. Aber es blieb ihm nichts anders übrig. Wenn er jetzt unterginge, würde das junge Mädchen ihm sicher nachspringen, und dann könnten sie leicht beide ertrinken. Sicher war sie verlobt, und er wollte sie keinem Mann rauben.

Stunde auf Stunde arbeitete er sich weiter, während das Motorboot hinter ihm herratterte. Alle halben Stunden kam sie dicht an seine Seite gesteuert und fütterte ihn mit Schokolade.

Der Tag brach an. Die See war glatt.

Für die letzte Strecke benötigte Johansen alle seine Kraft. —

Als er an der dänischen Küste an Land stieg und begeistert empfangen wurde, strahlte die Sonne.

Fräulein Hildegard machte ihr Motorboot fest und legte dem Schwimmer ihren Mantel um. So gelangten sie ins Gasthaus, wo Johansen gleich ins Bett gebracht wurde, während sie ihm einen Anzug besorgte.

Als er erwacht war — war er berühmt!

Nachdem die Berichterstatter und die Photographen befriedigt waren, bestellte Hildegard ein kräftiges Frühstück für sie beide in einem Zimmer, in dem sie ungestört sein konnten.

Bald beachtete Karl Johansen seiner neuen Freundin.

„Sie wissen gar nicht, was Sie getan haben. Wenn Sie

nicht gekommen wären und mir nicht Mut zugesprochen hätten, würde ich jetzt auf dem Grunde des Meeres liegen. Ich war entschlossen, mir das Leben zu nehmen, weil ich nichts mehr auf dieser Welt zu suchen habe und ein überflüssiges Geschöpf bin. Außerdem besitze ich keinen roten Heller. Ich kann Ihnen nicht einmal das Geld für den Anzug zurückgeben, auch nicht die Rückreise bezahlen."

Sie sah ihn schalkhaft an.

"Das mit dem Reisegeld ist allerdings schlimm. Wie wollen Sie denn zurückkommen?"

"Ich werde schwimmen!" sagte er ruhig.

Er erzählte weiter, wie er gerade im Begriff war, Schluss zu machen, als sie ihn entdeckt hatte. "Da bekam ich es mit der Angst, daß Sie nachspringen könnten und wir dann beide ertrinken würden. Und es tat mir leid um Sie und um den Mann, dem ich seine Braut rauben würde."

"Sie sind sehr lebenswürdig", sagte sie. "Es scheint Ihr Unglück zu sein, daß Sie zuviel an andere denken und zu wenig an sich selbst. Abgesehen bin ich nicht verlobt und stehe fast allein auf der Welt."

"Wie ich", fügte Karl hinzu. "Das heißt, jetzt nicht so sehr wie anfangs auf dem Meer in der Nacht."

Sie lachte. "Sagten Sie nicht, daß Sie keine Arbeit hätten?" fragte sie voller Teilnahme. "Was sind Sie denn noch — außer Schwimmer?"

"Maschineningenieur."

"Das trifft sich gut. Ich brauche gerade einen solchen sehr nötig. Ich habe nach dem Tod meines Vaters das Motorbootgeschäft übernommen und suche einen neuen Leiter, weil der alte ganz unzuverlässig ist. Wollen Sie? Möchten Sie es versuchen?"

"Mit tausend Freuden! Aber — würden Sie denn wirklich jemand anstellen, den Sie zufällig aus dem Wasser gefischt haben?"

Ein Mann, der Mut und Kraft zu einer Tat zeigte, wie Sie sie bewiesen, der ist der richtige Mann für mich."

"Wirklich?" fragte Karl und sah sie glückselig an.

"Es wird sich zeigen", antwortete das junge Mädchen. —

Und es zeigte sich: Karl Johansen ist jetzt Mitinhaber der Motorbootfirma und Hildegards glücklicher Ehemann. Seine Frau ist immer noch seine Bewunderin und besonders stolz darauf, daß sie mit dazu beigetragen hat, als er den neuen Schwimmrekord aufgestellt hat und berühmt geworden ist, so ganz ohne die Absicht. —

## Der Fremdenführer.

Vier Touristen, drei Herren in mittleren Jahren und eine junge Dame warten vor dem Tor der Hoff-Burg. Endlich kommt der Führer. Er ist siebzig Jahre alt, hat ein energisches, rotes Gesicht und seine Augen funkeln scharf und klug durch die Brillengläser.

"Darf ich bitten", sagt er und öffnet das Tor. Die Touristen gehen durch die Burg.

"Hier sehen Sie", fängt der Führer an, "einen wundervollen Schrank aus dem vierzehnten Jahrhundert. Er stammt — der Führer guckt einen der Herren an — „aus ihrer Heimatstadt, aus Nürnberg."

Der Herr macht ein betroffenes Gesicht.

"Und dieses Schiffsmodell", fährt der Führer fort, "hat einmal — und jetzt guckt er den zweiten Herrn an — „in ihrer Heimatstadt in einem sehr berühmten Hause gehangen: Im Elbhaus in Bremen."

Der zweite Herr lehnt sich vor Überraschung gegen die Wand.

Der Führer geht weiter und erklärt. "Dieses Bild", sagt er, "müssen Sie" — und er guckt den dritten Herrn an — „kennen. Es ist eine Kopie aus dem siebzehnten Jahrhundert. Das Original hängt in ihrer Heimat und ist eine Weltberühmtheit: Die Sixtinische Madonna in Dresden."

Der dritte Herr ringt nach Atem. "Aber wie ist so etwas möglich?" fragt er, "woher wissen Sie, daß wir —?"

"Ja, ja", lacht der Führer. "Ich bin ein alter Mann und überall in der Welt gewesen. Jedem Menschen steht im Gesicht geschrieben, welche Lust er atmet, woher stammt, oder wo er sich lange Zeit aufgehalten hat."

"Das ist ja phantastisch", schütteln die Herren die Köpfe und fangen an, Trinkgelder in namhafter Höhe zu spenden. "Und woher", fragt die junge Dame, indes der Alte die Silberstücke in die Tasche gleiten läßt, "woher stamme ich?"

Der Führer macht ein bedenkliches Gesicht. "Bei Frauen ist das schwer zu sagen", murmelt er schließlich. "Erstens nehmen sie überhaupt den Charakter der Landschaft, in der sie wohnen, nur sehr unvollkommen an. Zweitens verändern sie — nicht wahr? — ihr Gesicht mit künstlichen Hilfsmitteln. Und drittens" — der Führer zeigt auf die drei Herren —

„und drittens tragen sie, im Gegensatz zu den Männern, keine Güte in der Hand, in denen die Herkunftsbekennung in großen goldenen Buchstaben angegeben ist.“

Hans Niebau.

## Neue Bücher

\* Paul Ernst: „Deutsche Geschichten“. Ausgewählt von Dr. Hellmuth Langenbuecher. (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.) Aus dem Reichtum der über 250 Erzählungen des einzig dastehenden Meisters der Novelle wurden einige dreißig ausgewählt. Deutsch sind diese ernsthaften und heiteren „Geschichten“ aus deutscher Vergangenheit und Gegenwart, nicht im Sinne oberflächlicher patriotischer Tendenz, — deutsch sind sie, weil sie in schönster Anschaulichkeit und Einprägsamkeit Bilder deutscher Art und deutschen Wesens, Bilder deutschen Menschentums vermitteln, in der farbigen Vielfalt seiner verschiedenen Erscheinungsformen; von der Weltleidenschaft des Künstlers bis zur Verleugung in die süße Beschaulichkeit des Märchen-erzählers; von der Alltagsstrenge des einfachen Menschen bis zum strahlenden Heldenentum des altdeutschen Knechts und des Weltkriegssoldaten; vom demütigen Sich-Bescheiden eines in Gott und der ewigen Schöpfungsordnung ruhenden Lebens bis zum faustischen Ringen um den Sinn und die Erkenntnis dieses Daseins.

\* Gustav Frenssen: „Meino, der Prahler“. Roman. (Verlag G. Grote, Berlin.) Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Frenssen es mit der Jugend hält: hier ist er. Dieser Meino mit seiner frischen Beweglichkeit, mit seinem Lebensmut, seinem unentwegten Zupacken und seinem beharrlichen Glauben an eine gute Zukunft, verkörpert einen jungen deutschen Typ von heute. Wie so manche Bauernsöhne, die nicht Höfchen sind, muß Meino sich auf Wanderschaft nach einer neuen Ansiedlungsmöglichkeit begeben. Er verdingt sich auf den teuer und umständlich verwalteten Hof eines alten Landrats, der unter allerlei dunklen Vorgängen der Vergangenheit leidet und die Dinge treiben läßt. Meino, der Prahler, ist „einer, der auszog, das Fürchten zu lernen“. Ein prächtiger Mensch, der mit seinen natürlichen Kräften das Leben meistert und der, da ihm noch nichts danebenhängt, meint, das könne ihm auch nie geschehen. Aber einmal tut das Leben doch seine Abgründe vor ihm auf und lehrt ihn die Ehrfurcht vor dem Schicksal, das undurchsichtigen Geschehen folgt, und läutert und reift ihn zum Mann. In dieser innerlichen Wendung ruht der Sinn der Erzählung, die in frischen Rhythmen anhebt und von Frenssens immer wieder verjüngter Schaffenskraft Zeugnis ablegt.

\* Numme Numsen: „Gustav Frenssen“. Der Kämpfer für die deutsche Wiedergeburt. Eine neue Würdigung. Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. (Verlag G. Grote, Berlin.) Das Buch von Numme Numsen über Gustav Frenssen gewinnt durch seine frische und aufrechte Art sofort den Leser, um ihn bis zum Ende zu fesseln. Meistens wird der Verfasser volle Zustimmung finden, manchmal wohl auch Widerspruch erregen. Durchweg aber ist das Buch lebendig und interessant.

\* Hans Nüchtern: „Buch der Brüder von Sankt Johann“. (Verlag Paul Zsolnay, Berlin.) „Von der Ritter Werk und Weg“ ist diese Gedichtsfolge unterbetitelt, die in hartem Chroniststil, wuchtig und klar, die Schicksale des Johanniter-Ordens durch wechselnde Jahrhunderte aufzeichnet. Um die heiligen Stätten Palästinas geht der Kampf gegen die Osmanen, nach dem Fall Jerusalems wird erst Rhodos, dann Malta, der Sitz der Ordensgemeinschaft. Hinter knappen, streng gehämmerten Verszeilen erscheint die große Fülle der Geschichte, alle Schicksale und Stürme überdauert der ewige Glaubensgedanke. Zuletzt wird der Krieger zum Helfer, in der Erkenntnis, daß Wunden zu heilen göttlicher ist als Wunden zu schlagen. Echtes menschliches Suchertum offenbart sich in diesem Buch, ungemein lebendig wirkt die Plastik der Gestaltung; die knappe Eindringlichkeit und Bildkraft der Worte weiß das Gedankliche klar und zwingend herauszuheben.

\* Helene Christaller: „Die Beichte der K'nigin“. Eine geschichtliche Erzählung. (Friedrich Reinhardt in Basel.) Helene Christaller zeigt sich hier auch als Meisterin der historischen Novelle. Spannend und überaus dramatisch schildert sie das Schicksal der Königin Johanna von Böhmen, der jungen und lebensfrohen Tochter vom Rhein, die so gar nicht zu dem alternden König Wenzel paßt. Die Erzählung ist knapp und packend und läßt uns die Menschen jener Tage lebendig vor Augen treten.